

Lolle Nauta

Die Gesellschaft der Intellektuellen



Geboren 1929; Studium der Philosophie und Soziologie in Groningen, Leiden, Basel und Göttingen. 1970-79 Professor für Philosophie in Groningen. Von 1979 bis 1982 mit der Einrichtung des Fachbereichs Philosophie an der Universität von Sambia in Lusaka betraut. Seit 1982 Professor für Sozialphilosophie an der Universität Groningen, Niederlande. Zahlreiche Bücher auf dem Gebiet der Ethik, Wissenschaftstheorie der Sozialwissenschaften und Sozialphilosophie. Besonderes Interesse: Probleme der Zwei-Drittel-Gesellschaft. — Adresse: Faculteit der Wijsbegeerte, Filosofisch Instituut, A-weg 30, NL-9718 CW Groningen, Niederlande.

Als ich als Gast des Rektors Anfang Februar nach Berlin kam, waren unter den Fellows 91-92 schon Gruppen entstanden und hatten sich Sympathien und Antipathien ergeben. Andrei Plesu, am gleichen Tag angekommen, und ich begannen als Außenseiter. Nicht ganz einfach. Ich entschloß mich, jeden Tag beim Mittagessen konsequent neue Kontakte herzustellen und es nicht zu schnell bei schon gemachten Bekanntschaften zu belassen. Auch nahm ich in der ersten Zeit jeden Tag am Frühstück teil, wo sich fast immer dieselbe Gruppe von 5-8 Fellows um acht Uhr einfand. Ich wurde dort herzlich empfangen. Hier wurde mir von einigen Fellows bedeutet, ich solle ja nicht glauben, man könne hier arbeiten. Dafür sei die hier versammelte Gesellschaft viel zu anregend, und abgesehen davon: „Vergiß nicht, Du bist jetzt in Berlin. West und Ost. Kultur und so.“ Eine Frühstückskollegin versicherte mir, sie hätte bis jetzt keine Theateraufführung versäumt. Manche habe sie zweimal gesehen. Eine sogar viermal.

Ich bin noch immer dankbar für diese Warnung. Schon in der ersten Woche entschloß ich mich, mindesten sechs Stunden eisern zu arbeiten. Ein Buch über die Rolle des Intellektuellen, das ich zusammen mit einer Gruppe von Schülern schrieb und das im September in den Niederlanden erscheinen sollte, bedeutete noch viel Arbeit. Zentrales Thema: Wie ist es um den post-ideologischen Intellektuellen bestellt? Wie interpretiert er die Macht seiner „Klasse“? Wie verarbeitet er die Fehler, die er machte, als er sich den Ideologien verschrieb? Wie unabhängig kann er noch sein? Wir wollten uns über die politische Rolle des Intellektuellen klarwerden und

hatten vor, uns dabei traditioneller Begriffe wie z. B. „Distanz“ und „Engagement“ zu entledigen. Wissenschaft zu betreiben wird ja oft gesehen als eine Strategie, bei der Distanz wichtig ist, während politische Handlungen fast automatisch mit Engagement assoziiert werden. Wir hatten vor, diese abgenutzten räumlichen Metaphern von Distanz und Annäherung beiseite zu schieben und mit neuen Begriffen die soziale und politische Rolle des Intellektuellen in der Gesellschaft von heute zu rekonstruieren.

Anstatt meinem schon vor der Ankunft gemachten Arbeitsplan zu folgen, hätte ich auch das intellektuelle Leben im Wissenschaftskolleg à la Latour beschreiben können. Aber das fällt mir jetzt erst ein — wieder zurück in Holland und pflichtgemäß den geforderten Arbeitsbericht verfassend. Wunderbare Möglichkeiten hätten sich da ergeben. Die wahnsinnige Diskussionsfreudigkeit beim Mittagessen zum Beispiel. Wie soll man das adäquat beschreiben? Ich habe es intensiv genossen, obwohl ich auch manchmal Kopfweh kriegte. Erst nach einigen Monaten gestanden mir die Fellows, wie erledigt sie oft nach dem intellektuellen Hochsprung am Mittagstisch waren. Man mußte sich erst einmal hinlegen, um wieder zu sich zu kommen. Überdies: So vorzüglich das Essen war, so schlecht war die Akustik. An bestimmten Tischen hatte man das Gefühl, daß die eigenen Aussagen überhaupt nicht bereit waren, den Mund auch wirklich zu verlassen. Es wurde manchmal förmlich geschrien. Das Essen im Wissenschaftskolleg erforderte so oft eine größere physische Anstrengung als das Ping-Pong danach. Aber, wie gesagt, ich tat, was Intellektuelle meistens tun: Ich schrieb über die Lage des Intellektuellen im allgemeinen und nicht über die Akustik im Speisesaal im besonderen.

Nur einmal wich ich davon ab. Ich schrieb ein Interview über das Wissenschaftskolleg mit einem Journalisten der Osnabrücker Zeitung. Ich beschrieb unser hohes Haus als eine hochkarätige Klinik, wo Schwergestörte, die von Schreibwut befallen sind, unter bestimmten Bedingungen für eine Periode aufgenommen werden können. Ich erklärte dem Journalisten, was es mit dieser Krankheit auf sich hat und berichtete z. B. auch, wie hochmodern die Behandlungsmethoden in der Wallotstraße sind. Man versucht diese Krankheit dadurch in den Griff zu bekommen, daß man ihr nichts in den Weg stellt. Es werden sogar zusätzliche Bedingungen geschaffen, damit man sich ihr ungehemmt ausliefern kann. Der leitende Psychiater des Instituts, Herr Dr. Lepenies, halte nichts von Verdrängung. Ich zeigte niemandem meinen Text und nahm nach diesem Seitensprung schnell wieder die normale Arbeit auf.

Meine Arbeit war nicht weit entfernt von den politischen Themen, die uns fast alle beschäftigten, die wir ja täglich zusammensaßen mit Kollegen aus Osteuropa und der ehemaligen DDR. Ich gab meinem Beitrag für das

Buch den Titel „Intellektuelle mit und ohne Demokratie“ und versuchte, das Demokratiedefizit, das für intellektuelle Aktivitäten in unserem Jahrhundert so oft bezeichnend war, auf konzeptueller Ebene nachzuzeichnen. Diktaturen gegenüber anfällig sein, Unterdrückung rechtfertigen, mangelnde Zivilcourage, das alles hat nicht nur mit politischer Gesinnung und materiellen Umständen zu tun, denen man ausgeliefert ist. Eine solche Haltung wird auch ermöglicht durch die allgemeine Rolle, die Intellektuelle für sich in Anspruch nehmen. Ob man nun mit Heidegger irgend einen geheimen Zugang zur Seinsgeschichte postuliert oder mit den Autoren der *Dialektik der Aufklärung* sich einem Hegelschen Totalitätsdenken verschreibt, in beiden Fällen sind auf rein philosophischer Ebene schon bestimmte politische Entscheidungen vorprogrammiert. Die betreffenden globalen Erkenntnisse werden demokratischen „checks and balances“ nicht mehr unterworfen. Es ist eher umgekehrt: Die Massenkultur ist dem Verdikt sowohl von Heidegger als auch von Adorno ausgeliefert. Fragmentierung, Spezialisierung, Instrumentalisierung und strategisches Denken sind die Todsünden des Geistes, wie sie es übrigens schon bei Benda waren. Selber ist der Intellektuelle angeblich gegen die Entfremdung gefeit, unter der die anderen leiden. Die Einrichtung seines Studierzimmers ist nicht abhängig vom Warenaustausch auf dem Markt des Lebens. Der Film über das Ende des Intellektuellen, vorgeführt von Autoren wie Jacoby und Finkielkraut, läuft unter einem falschen Titel. Es handelt sich um das Ende des Totalitätsdenkens, dem hier nachgetrauert wird.

Der Gnadenstoß wurde diesem Drehbuch intellektuellen Verhaltens vom Untergang des real existierenden Idealismus im Osten verabreicht, der sich zu Unrecht für Materialismus hielt. Bekanntlich auch eine Form von Totalitätsdenken. Sich Materialist zu nennen ist nicht schwer, es auch sein dagegen sehr. Für solche Erwägungen war übrigens die intellektuelle Umgebung im Wissenschaftskolleg geradezu ideal: Die Anwesenheit von ehemaligen Dissidenten wie Plesu und Otahal, Lepenies' gelungenes Bemühen um ein zweites Wissenschaftskolleg in Budapest, die andauernden Diskussionen über Demokratie, angefeuert von Ackerman, Offe und Holmes. Mir lieferten sie manchen nützlichen Brennstoff.

Im real existierenden Sowieso ist die menschliche Identität vorgegeben. Man kämpft ja mit den anderen Genossen für die Arbeiterklasse gegen den Imperialismus, und das bestimmt unser Leben bei Tag und Nacht. So bereitete das System den eigenen Untergang vor, wie z. B. Konrad und Jens Reich das so überzeugend geschildert haben. Es bewirkte die kollektive Schizophrenie, an der es selber schließlich zugrunde ging.

In diesem Sinne hat die Demokratie unmißverständlich gewonnen. Hier geht man davon aus, daß Du selber Deine Identität bestimmst. Hier braucht sich keiner mehr drücken zu lassen, so lautet die gängige, von

den historischen Ereignissen anscheinend bestätigte Ideologie des politischen Alltags.

Dies ist das Thema meines neuen Buches, das ich im Wissenschaftskolleg begonnen habe. „The Cultural Resources of Citizenship“ soll es vorläufig heißen. Der Begriff des Bürgers ist seit 1989 noch normativer geworden als er schon war. Die *civil society* muß ihre Verteidigung aus eigener Kraft führen, wo das radikal Böse jenseits des Eisernen Vorhangs sich aus dem Staube gemacht hat.

Mich beschäftigten zwei Fragen. Die erste: Wie ist es um die Identität des modernen Bürgers bestellt? Diese Identität läßt sich meiner Meinung nach nicht mehr hinreichend bestimmen von „exemplarischen Situationen“ wie Markt und Forum es in der Vergangenheit waren. Wie sehen die neuen exemplarischen Situationen aus, die wir für den Fortbestand der bürgerlichen Gesellschaft benötigen? Die zweite Frage: Welches „kulturelle Kapital“ ist heutzutage vonnöten, um es einem Individuum möglich zu machen, den Anforderungen des Bürger-Seins gerecht zu werden? Haben wir denjenigen (Skinheads z. B.), die heutzutage die bürgerliche Gesellschaft in Frage stellen, überhaupt eine Chance gegeben, an ihr teilzuhaben?

Es wird noch mindestens anderthalb Jahre dauern, bevor dieses neue Buch fertig ist. Zwei Kapitel habe ich erst geschrieben.

Am Schluß noch eine kleine Passage über das Wissenschaftskolleg anno 91-92. Das gängige Modell, nach dem das Verhältnis von wissenschaftlichen und anderen menschlichen Aktivitäten, wie z. B. schlafen, essen, lieben, ins Kino gehen, bestimmt wird, ist das von öffentlich und privat. Die erste Art von Aktivitäten ist für alle sichtbar. Vorlesungen, Publikationen, Ehre und Würden, das sind alles Dinge, über die man sich ungeniert — und vielleicht manchmal zu ungeniert — unterhält. Die anderen Aktivitäten laufen oft hinter geschlossenen Türen ab. Was sich hier ereignet, teilt man nur mit dem Partner, mit dem man zusammenlebt. Das individuelle Leben des Wissenschaftlers unterliegt den Folgen einer Arbeitsteilung. Wissenschaftler sind Menschen, die manchmal fähig sind, sogar ihren Körper zu verinnerlichen.

Das schönste an diesem halben Jahr Wissenschaftskolleg fand ich, daß viele sich nicht nach diesem Modell verhielten. Die Frage: „Wie geht es Dir?“ war unter den Fellows, die einander auch gerne berührten und umarmten, genauso wichtig wie die Frage: „Wie steht es um Deine Arbeit?“ Wodurch diese Umwertung einiger fundamentaler Werte sich wohl ereignet haben mag? Erstens natürlich dadurch, daß man hier im Gegensatz zum üblichen Institut auch zusammen lebte. Es bestand wenigstens die Möglichkeit, einander persönlich näherzukommen, und in manchen Fällen geschah das auch wirklich. Zweitens meiner Meinung nach

dadurch, daß es nicht nur männliche Fellows gab. Frauen gelingt der Abschied vom Modell öffentlich/privat leichter als den meisten Männern, weil sie darunter gelitten haben. Und ein dritter Faktor: Viele der hiesigen Fellows erlebten ihre Studienzeit in der zweiten Hälfte der sechziger oder ersten Hälfte der siebziger Jahre. In Holland wird in manchen Kreisen gern die These vertreten, daß die famosen sechziger Jahre wenig gebracht haben, hauptsächlich Unordnung und Scheindemokratie. Ich glaube das nicht, auch wenn es nicht alles Gold war, was damals glänzte. Für diese Generationen gehören das Persönliche und das Wissenschaftliche nicht mehr zwei verschiedenen Welten an. Ihr intellektueller Habitus wurde dadurch geprägt. Wichtige Teile ihrer Kritik am „Establishment“ lassen sich zusammenfassen als die Weigerung, es bei der Trennwand zwischen diesen beiden Welten zu belassen.